

Quasimodogeniti, 28. April 2019  
Johannes 1, 1 – 14

Lesungen: Psalm 116, 1-9.13; 2. Korinther 5, 14- 21  
Lieder: Eg 100; Eg 103; Stimme, die Stein zerbricht; Eg 398  
Fürbittengebet: Versöhnungslitanei von Coventry

Liebe Gemeinde,

der Predigttext für den heutigen Sonntag steht im Johannesevangelium im 21. Kapitel, die Verse 1-14. Sie schließen sozusagen direkt an das an, was wir gerade gesungen haben (Eg 103):

1

*Danach zeigte sich Jesus den Jüngern noch einmal, am See von Tiberias. Und er zeigte sich so: Simon Petrus und Thomas und Natanael aus Kana in Galiläa und die Söhne des Zebedäus und zwei andere von seinen Jüngern waren beisammen. Simon Petrus sagt zu ihnen: Ich gehe fischen. Sie sagen zu ihm: Wir kommen auch mit dir. Sie gingen hinaus und stiegen ins Boot und fingen nichts in jener Nacht. Als es aber schon gegen Morgen ging, trat Jesus ans Ufer; die Jünger wussten aber nicht, dass es Jesus war. Da sagt Jesus zu ihnen: Kinder, ihr habt wohl keinen Fisch zum Essen? Sie antworteten ihm: Nein. Er aber sagt zu ihnen: Werft das Netz auf der rechten Seite des Bootes aus, und ihr werdet einen guten Fang machen. Da warfen sie es aus, und vor lauter Fischen vermochten sie es nicht mehr einzuziehen. Da sagt jener Jünger, den Jesus liebte, zu Petrus: Es ist der Herr. Als nun Simon Petrus hörte, dass es der Herr sei, legte er sich das Obergewand um, denn er war nackt, und warf sich ins Wasser. Die anderen Jünger aber kamen mit dem Boot - sie waren nämlich nicht weit vom Ufer entfernt, nur etwa zweihundert Ellen - und zogen das Netz mit den Fischen hinter sich her. Als sie nun an Land kamen, sahen sie ein Kohlenfeuer am Boden und Fisch darauf liegen und Brot. Jesus sagt zu ihnen: Bringt von den Fischen, die ihr gerade gefangen habt. Da stieg Simon Petrus aus dem Wasser und zog das Netz an Land, voll von großen Fischen, hundertdreiundfünfzig. Und obwohl es so viele waren, riss das Netz nicht. Jesus sagt zu ihnen: Kommt und esst! Keiner von den Jüngern aber wagte ihn auszuforschen: Wer bist du? Sie wussten ja, dass es der Herr war. Jesus kommt und nimmt das Brot und gibt es ihnen, und ebenso den Fisch. Das war schon das dritte Mal, dass Jesus sich den Jüngern zeigte, seit er von den Toten auferweckt worden war.*

Zürcher Bibel 2017

Liebe Gemeinde!

Die Jünger begegnen dem auferstandenen Christus – zum dritten Mal, sagt Johannes. Und vieles ist so, wie es auch die anderen beiden Male waren: Sie erkennen ihn nicht, zum Beispiel. Sie erkennen ihn erst, als er zu ihnen spricht. Als er sich zu erkennen gibt. Als er da ist, da fangen sie etwas, da haben sie zu essen. Und als sie miteinander essen, er in ihrer Mitte, da erst sind sie wieder eine Gemeinschaft. Da macht es Sinn, was sie tun.

Auffällig ist, wie wenig aufgeregt, wie unspektakulär Johannes von dieser Begegnung der Jünger mit dem Auferstandenen erzählt: Dabei ist es erst drei Tage her, dass Jesus gekreuzigt wurde. Drei Tage, dass er gestorben ist – und fast scheint es so, als hätte es ihn nie gegeben:

Die Jünger fischen, sie gehen ihrem Beruf nach. Ganz normal. So, als wäre nichts geschehen. Sie sind *nicht* hinausgegangen in alle Welt, um von ihm zu erzählen, zu predigen, zu taufen. Nein, - sie sind, so scheint es, schon wieder zum Alltag übergegangen – nach drei Tagen nur.

All die Träume, all die Hoffnungen, aber auch ihr Bekenntnis zu Jesus, sein Auftrag an sie - all das hat sich anscheinend mit seinem Tod in Rauch aufgelöst. So, als wäre er nie da gewesen – so, als habe sich nichts geändert, durch sein Leben, sein Sterben – nicht einmal durch das leere Grab und die Erscheinung bei den Jüngern.

Alles wie immer – und dabei ist nichts wie immer. Davon will uns Johannes erzählen – von dem, was *hinter* dem ist, was wie Alltag aussieht, was scheinbar unberührt und unverändert erscheint.

Und vielleicht kann man besser verstehen, was die Jünger Jesu da am See durchleben - zurück bei ihren Familien, in ihrer alten Welt, - wenn man sich klar macht, wie es uns geht, nach großen Erschütterungen.

Vielleicht kennen Sie, kennt Ihr das: Nach dem Tod eines geliebten Menschen oder nach einer schweren Krankheit, nach einem Erlebnis, das einen erschüttert und aus allem Gewohnten herausgerissen hat: Man denkt, die ganze Welt müsste sich verändert haben. Die Zeit scheint aus den Fugen. Und dann guckt man sich um und merkt: Es ist alles wie früher. Für die anderen, in der Welt um mich herum: Sie gehen ihren alltäglichen Beschäftigungen nach. Da sind dieselben Dinge wichtig, die mir vielleicht völlig unwichtig geworden sind. Und man stutzt und weiß nicht, wie man damit umgehen soll. Und dann, irgendwie, reiht man sich ein, tut scheinbar dasselbe wie alle anderen auch, mit der Routine von Jahren: Äußerlich scheinbar unverändert, aber innen drin ... erschüttert, und ein bisschen fremd.

So ähnlich stelle ich es mir auch bei den Jüngern damals vor. So klingt es, wenn Johannes beschreibt, wie sie zurückkommen. Zusammen ein bisschen herum hängen, ratlos, unschlüssig und verwirrt. Nicht ganz sicher, was jetzt wird, was als Nächste geschieht ... Und irgendwann steht Petrus auf und sagt: *Ich gehe fischen ...* Und die anderen, vielleicht ein bisschen erlöst, schließen sich ihm an und kommen mit.

Die alte Routine, wieder zu tun, was sie von Kindesbeinen an gelernt haben, die vertrauten Handgriffe - das gibt ein kleines bisschen Sicherheit und hilft, sich nicht mehr so schwach und nutzlos zu fühlen. Auch, wenn sie nichts fangen, auch wenn es eigentlich sinnlos und irgendwie unangemessen erscheint.

Sie fischen, das ist ihr Beruf. Allerdings: Erst als Jesus zu ihnen kommt, gelingt ihnen ein Fang. Und der ist so groß, dass sie kaum in der Lage sind, die Netze einzuziehen.

★

Alles scheint wie immer. Und dabei ist nichts wie immer. Die Welt scheint unverändert, unbeeindruckt von Jesus, von seinem Leben und Sterben - und man weiß noch nicht, was es bedeutet, dass er auferstanden ist. Alles wie immer - und dabei ist alles verändert. Davon will Johannes uns erzählen, auf seine lakonische, unspektakuläre Weise.

Und das brauchen wir, gerade in unseren Zeiten! Denn das ist ja die Frage, mit der wir zurückgehen in unseren Alltag, nach Ostern.

Wir haben gefeiert: Am letzten Sonntag mit vielen Menschen hier in der Kirche – und ich denke gern an diesen Gottesdienst zurück, an die Kinder, die für uns erklärt haben, was Ostern ist, an die Stimmung nach dem Gottesdienst, an die Abendmahlsfeiern in so unterschiedlichen Formen ...

Aber nun ist wieder sowas wie Alltag. Und für viele ist es das eigentlich die ganze Zeit gewesen. Ostern ein Tag wie jeder andere, gerade hier, auf der Insel: Saison, viel Arbeit, wenig frei. In der Gastronomie und im Tourismus, von dem wir ja alle leben, schalten wir spätestens jetzt um auf Hochbetrieb. Doch auch anderswo haben viele, die sich Christen nennen, Ostern gar nicht gefeiert. Wissen oft auch gar nicht mehr ganz genau, worum es da eigentlich geht. Dabei ist es unser höchster Feiertag!

Karfreitag, Ostersonntag: Die Kirche war voll. Aber die, die Weihnachten die Kirchen füllen – die waren, die sind nicht da. Dafür gibt es viele Erklärungen, ich will das auch nicht bejammern oder beklagen. Ich will auch nicht darüber predigen. Aber ich stelle fest, dass es mir immer schwerer fällt, es auszuhalten: Wir feiern das Kind in der Krippe, den Gott, der Mensch wird – und auf dem Weg ans Kreuz lassen wir ihn allein. Oder?

★

„*Wer glaubt denn sowas?*“ So stand es auf dem Titel des „Spiegels“ in seiner Osterausgabe vor dem sehr kitschigen Bild eines gen Himmel aufsteigenden Jesus. Viel Himmelblau, ein etwas dümmlicher Gesichtsausdruck auf dem Gesicht eines etwas pummeligen Mannes in weißen Kleidern. „*Wie naiv muss man sein!*“ soll uns das sagen: „*Wer glaubt denn sowas?*“ Und im Untertitel steht: Warum selbst Christen keinen Gott mehr brauchen.

★

Und dann hören wir von den Attentaten, in Columbo, auf Sri Lanka. Innerhalb von 30 Minuten Anschläge in drei Kirchen und drei Luxushotels – und seitdem eine Welle von Angst, Anspannung, Unruhe und Trauer, die einem das Herz zerreißt.

Die da in den Kirchen – die haben es geglaubt.

Ich höre einen Vater, der erzählt, wie sehr sich seine kleine Tochter auf die Ostermesse gefreut habe. Und ich höre die Erklärung des IS, der diese Untaten für sich beansprucht. Ich höre von der Vermutung der Regierung Sri Lankas, dies sei die Rache für die Anschläge auf die Moscheen in Neuseeland gewesen, in Christchurch. Ich höre von der Angst der Muslime, auch in Sri Lanka. Ich lese, wie friedlich Moslems und Christen dort zusammengelebt haben, lese von wachsenden Übergriffen auf beide durch buddhistische Mönche. Ich höre von dem Attentat gestern in einer Synagoge in Kalifornien, denke an das, was in Nordirland vielleicht wieder droht, und denke: *Hört das denn nie auf? All diese Gewalt, vermeintlich im Namen Gottes? Wie geht das: Ostern zu feiern, dass der Tod überwunden ist, die Auferstehung von den Toten – wenn sich so wenig verändert zu haben scheint und die Religion unser Zusammenleben eher vergiftet als dass sie ihm gut tut?*

Große, bombastische Worte sind hier, glaube ich, nicht am Platz. Aber ich denke: *Gerade dann.* Gerade jetzt sollen und müssen wir das glauben – und Johannes hilft uns vielleicht dabei.

Gerade jetzt! Wo Menschen den Namen Gottes missbrauchen für Tod und Zerstörung, wo es um Rache geht und Vergeltung, wo man beginnt, die Toten gegeneinander aufzurechnen:

Da brauchen wir ihn, der kommt und uns wieder zeigt, wofür er gelebt hat und gestorben ist – und wie er unter uns lebendig sein will:

*Gott war in Christus und versöhnte die Welt mit sich, indem er den Menschen ihre Verfehlungen nicht anrechnet und unter uns das Wort von der Versöhnung aufgerichtet hat, sagt Paulus. Und darum geht es, in und trotz allem: Um dieses kleine Wort, Versöhnung.*

Dass wir uns nicht vom Hass überwältigen lassen – auch nicht in seinen kleinen, alltäglichen Formen: Dass wir nicht unterscheiden – auch nicht bei den Opfern: Welcher Religion sie angehörten, woran sie geglaubt, wie sie gelebt haben. Dass wir sie nicht gegeneinander aufrechnen.

Dass wir genauer hinsehen, uns wehren gegen die, die meinen, dieser Fanatismus, diese Brutalität, das wäre eben der Islam – oder, andersherum: Diese Arroganz, diese Kaltblütigkeit wie in Christchurch, das wäre eben das Christentum. Eine Religion der Ausbeutung und Unterdrückung.

Das fängt damit an, dass wir uns wehren gegen das Denken in Schwarz-Weiß, in Religion gegen Religion – weil wir damit denen Recht geben würden, die sie für ihre Zwecke missbrauchen.

Dass wir darauf bestehen, im anderen den Menschen zu sehen! Darauf kommt es an, gerade jetzt. Dass wir darauf bestehen, dass wir Menschen sind und menschlich bleiben. Dass wir das Recht nicht in die eigene Hand nehmen - auch nicht in Gedanken. Das ist wichtig.

Denn dafür hat er gelebt, dafür ist er gestorben und auferstanden – und so will er in uns lebendig sein. Nicht, um Recht zu behalten – sondern um zu leben. Damit wir leben und in uns weitertragen, wofür er gekommen ist: Versöhnung, nicht Hass.



*„Wer glaubt denn sowas?“* titelt der Spiegel. Und der Untertitel sagt, was er eigentlich meint: *„Wer braucht denn sowas?“*

Wir alle. Danke ich. Und das nicht weniger, sondern mehr! Wir brauchen das – ihn und seine Verheißungen, die Erinnerung an diesen anderen, für uns so schweren Weg, der Zerstörung und Hass überwindet, Spott und Demütigung erträgt, damit wir leben.

Und wir brauchen ihn. Der zu uns kommt, auch wenn wir ihn vergessen zu haben scheinen – so wie damals am See:

Jesus geht zu seinen Jüngern. Er sucht sie dort auf, wo sie ihre Arbeit tun und versuchen, mit ihrem Schmerz und mit ihren Enttäuschungen fertig zu werden. Wo alles zuende scheint, ist er da, gibt sich zu erkennen. Teilt ihren Alltag und das Mahl mit ihnen, hilft ihnen, ändert ihre Perspektive, spendet Leben. Es ist alles wie immer! Und ganz anders. Mit ihm. Amen

Lied: Stimme, die Stein zerbricht